

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Fünftes Kapitel. Eine Stille im Lande

[urn:nbn:de:bsz:31-339599](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339599)

## Fünftes Kapitel.

### Eine Stille im Lande.

An des Herrn Kreuz zu denken,  
In Dein Herz es zu versenken,  
Sei, o Christ, Dir heil'ge Pflicht.  
Wer mit Andacht seiner achtet  
Und es glaubensvoll betrachtet,  
Wünscht sich das Eitle nicht.

Es war an einem trüben, regnerischen Tage. Lieschen saß in ihrer Wohnung und nähte; sie hielt ein zerrissenes Wams ihres Vaters in der Hand und schaute es trübselig an; sie hatte schon so viele Flicklappen drauf gesetzt, nach allen Seiten hin ausgebeffert, und drehte es jetzt links und rechts, um zu sehen, ob sich noch hie und da einer einschieben ließ.

„Es muß gehen,“ sagte sie zu sich selber, „für ein neues haben wir kein Geld, und geflickt muß es sein. Rein und ganz, giebt jedem Kleide Glanz,“ tröstete sie sich selber und machte sich wacker an die Arbeit.

Lieschen hatte sich frühe daran gewöhnen müssen, selber zu denken und zu handeln; ihre Mutter starb, als sie kaum zwölf Jahre alt war; der Vater arbeitete den ganzen Tag auswärts, und die einzige Verwandte, eine alte Großmutter, lag schon zwei Jahre gelähmt in ihrem Bette. So hatte das arme Mädchen früh und spät für den Haushalt zu sorgen und mußte wohl Acht geben, um mit des Vaters geringem Lohn auszukommen.

In dem Hause, wo Lieschen wohnte, lebten viele Menschen;

es war ein langes Gebäude mit unzähligen Fenstern und vielen Schornsteinen, und auf jede Familie, die sich dort eingeknistet hatte, kam eine Stube, eine Kammer und eine kleine Küche. Lieschen wohnte mit den Ihrigen im oberen Stock, ihr kleiner Haushalt war so nett und reinlich, daß man kaum merkte, daß die Mutter fehlte. Sie hatte wenig Verkehr mit den übrigen Hausbewohnern, sah selten jemand bei sich; denn sie hatte keine Zeit zu verplaudern; das Hauswesen und die Pflege der kranken Großmutter nahmen alle ihre Zeit in Anspruch. Es hätte ihr zwar nicht an Gesellschaft gefehlt, wenn sie es gewünscht hätte; die vielen Frauen und Mädchen, die mit ihr unter demselben Dache lebten, hatten sie zu verschiedenen Malen aufgefordert, des Abends mit ihnen vor die Hausthüre zu sitzen und Feierabend zu halten. Einmal hatte sie sich dazu überreden lassen; aber die leichtfertigen Gespräche, die dort geführt wurden, waren ihr gleich so zuwider, daß sie es kein zweites Mal versuchen wollte.

Auch heute saß sie einsam, ihrer Gewohnheit gemäß, in der kleinen Kammer und nähte; sie war sehr ernst gestimmt, und mehr denn einmal blickte sie von der Arbeit auf, und schaute durch das offene Fenster in's Weite. Die Großmutter schlief, und sie hätte gerade jetzt jemand haben mögen, dem sie ihre Gedanken hätte mittheilen können. Ihr Herz war so voll Leid; sie fühlte sich so elend und schuldvoll, so unwürdig gegenüber ihrem treuen Gott, der ihr doch so viel Gutes that. Vor wenigen Tagen erst hatte sie zu Christine gesagt: „Um Jesu willen that ich jener Fremden Gutes,“ und heute, da sie um

feinetwillen auch die Schimpfworte, die über sie ergangen waren, still und geduldig hätte ertragen sollen, heute hatte sie sich ereifert und erzürnt und wiedergescholten, da sie hätte schweigen sollen. Sie bereute es bitter.

Von ihrem Küchenfenster aus hatte sie gehört, wie die Weiber am Brunnen sie eine Scheinheilige gescholten, ein hochmütiges, albernes Ding, dem man zu gering sei, um neben es auf die Hausbank zu sitzen. „Und doch,“ fuhren die Scheltenden fort, „sollte sie den Kopf nicht so hoch tragen; denn keines von uns hat die Flicklappen so tugendweise auf den Kleidern sitzen, wie sie und ihr Vater, der sich nicht einmal ein Schöpplein gönnt wie andere Männer, die doch so viel haben, um am Sonntag in's Wirtshaus zu sitzen und sich ein Vergnügen zu verschaffen.“

Diese und ähnliche Reden hatte Lieschen von ihrem Küchenfenster aus gehört, und schnell, im ersten Zorneseifer, den Wassereimer zur Hand genommen, um die Schmähenden am Brunnen zur Rede zu stellen. O hätte sie es nicht gethan, wie bitter bereute sie diesen Schritt! Diese Weiber mußten sie jetzt mit Recht verachten; sie verachtete sich ja selbst, sie war so zornig gewesen und unliebiam und hatte ihren Heiland betrübt, welcher nicht wiedererschalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt. An diese Schriftworte mußte sie fort und fort denken; sie klangen immer wieder an ihr Ohr; es war ihr, als flüsterte sie jemand ihr zu, und das ärmliche Kleid des Vaters sah mehr als eine Thräne der Reue über ihre Wangen rinnen.

Lieschen war allein übrig geblieben von sieben Geschwistern; ihre Eltern hatten früher in besseren Verhältnissen gelebt, aber Krankheit und sonstige Unglücksfälle hatten ihre kleinen Ersparnisse verzehrt; dann kam der Tod der Mutter, die unheilbare Krankheit der Großmutter, und zuletzt der knappe Verdienst des Vaters, der früher auf seinem eigenen Gütchen als Gärtner sein reichliches Auskommen hatte, jetzt aber als Tagelöhner arbeiten mußte.

Lieschens Vater war durch diese Lebensschicksale nicht mürrisch geworden, oder undankbar gegen Gott; nein, er nahm sein Los geduldig an aus der Hand seines himmlischen Vaters, der, er wußte es bestimmt, doch stets das Wohl seiner Kinder im Auge hat, auch wenn er sie prüft und heim sucht. Er hatte mit Hilfe der Großmutter seinem mutterlosen Kinde ein friedliches Heimwesen zu verschaffen gesucht, und es in der Furcht Gottes erzogen und in der Genügsamkeit. Jetzt freilich, seitdem die Ahne krank war, fühlte sich Lieschen einsam und sehr verlassen; aber sie schloß sich desto inniger an den an, der gesagt hat: „Ich will Dich nicht verlassen noch versäumen,“ und: „Ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“

Der Gedanke an die Allgegenwart und unwandelbare Treue ihres Heilandes war es eben, was ihr so bittere Thränen kostete; denn sie dachte dabei an ihre eigene Untreue gegen ihn, und schämte sich aufrichtig, daß sie so lieblose Worte zu ihren Nachbarinnen hatte reden können.

Als Christine an jenem Nachmittag nach Hause kam, fand sie die Frau, deren Bekanntschaft sie auf eine so seltsame Weise

gemacht hatte, bei ihrer Mutter am Tische sitzen. Erstaunt, fast ärgerlich, blickte sie die Fremde an, grüßte aber nicht. Die guten Vorsätze, die sie gefaßt hatte, waren schon wieder verwischt. „Nun,“ sagte die Mutter, „siehst Du nicht, daß jemand bei mir ist; wo bleibt der Willkomm?“ Mit halber Stimme, den andern kaum vernehmbar, sagte das Mädchen: „Grüß Gott, Mutter!“

„Und meine Freundin, was sagst Du zu dieser?“

„Deine Freundin?!“ entgegnete Christine, rot vor Aerger.

„Ja, meine Freundin, meine gute Brigitte, der ich lebenslänglich zu Dank verpflichtet bin; ihre Tochter ist krank, und wenn sie ausgeruht hat, will ich sie zu ihr führen.“

Christine entgegnete nichts und ging an ihre Hausgeschäfte, als aber die Mutter von ihrem Ausgang zurückkam, fragte sie nicht ohne Bitterkeit: „Wie kommst Du zu einer solchen Freundin, und welchen Dank kannst Du ihr schuldig sein? Sie sieht ja so armjelig aus, beinahe wie ein Bettelweib.“

„Die sechs Stunden Wegs in der staubigen, sonnedurchglühnten Straße haben ihre Kleider und Antlitz beschmutzt, und was ich ihr für Dank schuldig bin, will ich Dir sagen. Sie lehrte mich, mit meinem Lose zufrieden sein und dankjagen für alles, auch für das Kleinste, das Gott uns in seiner Güte bescheert. Sie lehrte mich, nicht mit Worten, aber durch ihr Beispiel, was ja viel besser ist; sie hat viel Trübsal gehabt im Leben, und hat ja deren noch in reichem Maße, aber sie murren nicht, sondern hält geduldig still um Jesu willen, der ihr Vorbild ist.“

„Was ist das, Mutter, um Jesu willen?“ fragte Christine; „so sagte schon heute Lieschen, als sie diese Frau halbohnmächtig am Wege fand.“ Und nun erzählte sie der Mutter, wie sie die Bekanntschaft der Fremden gemacht hatte, als sie dem Vater das Mittagßbrod gebracht.

„Um Jesu willen etwas thun,“ antwortete die Mutter, „heißt sich selber vergessen; der Genußsucht und Eitelkeit und Trägheit abjagen, auch wenn es dem Herzen nicht gerade gefällt, seine bösen Neigungen bekämpfen, selbstmütig und demüthig werden, sich selber vergessen, um andern zu dienen, weil es dem Herrn Jesus also wohlgefällt: das heißt „etwas thun um Jesu willen.“ Siehst Du, Christine, das hat mich die Frau, die Du verachtest, zuerst gelehrt; seitdem ich das weiß, ist mir manches Schwere in meinem Leben leicht geworden. Gehe Du nun an Deine Arbeit und denke über das Gesagte nach.“

## Sechstes Kapitel.

### Durch eigene Schuld.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,  
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

In einer kleinen, aber hellen und freundlichen Kammer saß eine bejahrte Frau; sie war ärmlich, aber sauber gekleidet, sie besserte Strümpfe aus und schaute dabei von Zeit zu Zeit ängstlich lauschend nach dem Bette hin, das ohnweit des Fensterleins stand, an welchem sie saß. Vor dem Fenster blühten in zerbrochenen Rüchentöpfen einige Sommerlekyoen, und eine